

Die Not des weiblichen Proletariates (Fortsetzung)

Autor(en): **Schaffner, M.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **6 (1912)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Not des weiblichen Proletariates.

(Fortsetzung.)

Viel wäre zu sagen von der geistigen und seelischen Not der jungen Arbeiterinnen, denen zur Befestigung und Weiterentwicklung der in der Schule erworbenen Kenntnisse nicht nur die Möglichkeit, sondern oft auch der Trieb dazu fehlt, weil ihre ständige Arbeit ihren Körper übermüdet und ihre geistigen Kräfte lähmt. Ausnahmsweise nur ist ihre Tätigkeit eine anregende und abwechslungsreiche, meist sind es die gleichen Handgriffe, die sie tagaus tagein zu machen haben, so werden sie zu lebendigen Maschinen, die automatisch ihre Arbeit tun.

Dr. Rosa Kempf gibt uns in ihrem Buch „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München“ interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse jugendlicher Proletarierinnen. Auf Grund eingehender Erhebungen schildert sie uns, wie die 270 jungen Arbeiterinnen, von denen ihr Buch redet, leben und leben müssen. Dr. Kempf führt uns in die Wohnungen dieser Mädchen und zeigt uns, daß die 266 Familien, denen sie angehören, zusammen nur 580 Wohnräume haben, was per Familie 2,1 Raum ausmacht (Küche mitberechnet). In diesen Räumen leben 1580 Personen, wir können uns denken, wie wenig Platz auf jede dieser Personen entfällt, in welcher Enge diese Arbeiterinnen zu leben gezwungen sind. Interessant ist es, aus den Kempf'schen Tabellen zu ersehen, wie viel größere Opfer die Töchter diesen Familien bringen, als die Söhne. Von einem durchschnittlichen Wochenverdienst von 9 Mark 35 zahlen erstere 8 Mark 25 durchschnittlich in die Haushaltskasse, während letztere von 15 Mark 85 nur 7 Mark 45 abgeben im Durchschnitt; allerdings muß dabei angenommen werden, daß einzelne Ausgaben für Kleidung oder Schuhe für die Töchter aus der Haushaltskasse bezahlt werden, während die Söhne diese Auslagen selber bestreiten. Daraus, daß auf 385 verdienende Töchter in diesen Familien nur 100 Brüder kommen, können wir schließen, daß die Söhne viel eher den heimischen Herd verlassen, sei es, um in der Fremde Arbeit und Verdienst zu suchen, sei es, um der häuslichen Enge zu entgehen und sich irgendwo ein Zimmer oder einen Schlafplatz zu mieten bei fremden Leuten.

Früh schon treten an die junge Proletarierin Versuchungen aller Art heran, denen ihr schwacher Wille und ihre sittliche Kraft oft nicht gewachsen sind. Auf dem täglichen Gang zur Arbeit, im Verkehr mit Nachbarn und Hausgenossen oder beim etwaigen Besuch von Lustbarkeiten knüpfen sich gar leicht enge Bande zwischen den Gliedern einer gleichen Gesellschaftsklasse, zwischen Proletarier und Proletarierin, aus denen vielfach schwere drückende Fesseln werden. Durch ihre ganze Lebensart, nicht zum mindesten aber durch die Wohnungsnot und durch die mancherlei Entbehrungen, die sie durchzumachen haben, erwacht frühzeitig die Sinnlichkeit der Proletarier, eine Sinnlichkeit, die

in den Gesprächen mit Kameraden und Freunden in den Kunstgenüssen zweifelhafter Art, die sich wohlfeil ermöglichen lassen, Kinematograph und Tingeltangel, reichliche Nahrung findet. Dazu kommt noch für die Mädchen das Sehnen nach einem eigenen Heim, das Sehnen nach der Ehe, das Sehnen nach einer Befreiung aus der drückenden Enge des elterlichen Haushalts, der so viele Opfer von ihnen fordert und so wenig Entgelt dafür bietet. Ist es da nicht begreiflich, daß bei erster bester Gelegenheit die junge Arbeiterin sich verliebt und verlobt und gerne so rasch als möglich heiraten möchte?

Das ist der normale Entwicklungsgang, daneben lauern aber oft große Gefahren auf die junge lebenshungrige Proletarierin. Nicht alle, die um ihre Gunst buhlen, meinen es ehrlich und redlich mit ihr; erweckt ihre junge Schönheit das Gefallen eines ihr gesellschaftlich Höherstehenden, der sich ihr naht mit schönen Worten und Versprechungen, denen sie vielleicht willig ihr Ohr leiht, so führt ein solches Verhältnis gewöhnlich nicht zur Ehe, sondern zur Verführung und zu unehelicher Mutterschaft. Wie viel Mutterschmerz, wie viel Elend und Verzweiflung, wie viel Kinderleid, wie viel verlorenes Glück liegt nicht in dem einen Worte, uneheliche Mutterschaft. Hat eine ledige Mutter keine Alimente für ihr Kind und keine Familie, die ihr tragen hilft an ihrer Last, so muß sie bald einsehen, daß ihr karger Verdienst nicht ausreicht, den Unterhalt für zwei zu bestreiten. Sie kann dem Kinde die notwendige Pflege nicht zu teil werden lassen, kann es nicht so verpflegen wie sie sollte, aus diesem Grunde sind die unehelichen Kinder ganz besonders oft das Opfer von Hunger- und Elendskrankheiten, aus diesem Grunde ist die Sterblichkeit in ihren Reihen eine so erschreckend hohe. Oft bietet sich zwar der unehelichen Mutter noch die Gelegenheit, sich mit einem Manne ihres Standes zu verheiraten, doch führen solche Ehen selten zum Glück, weil gewöhnlich das eingebrachte Kind überall im Wege ist und einen steten Zankapfel bildet zwischen den Eheleuten. Kann sie sich nicht verheiraten und lebt sie mit ihrem Kinde im Elend, so braucht die ledige Mutter einen starken Willen und einen guten Halt, wenn sie nicht versinken soll in ihrem Unglück, wenn sie ihre Ohren verschließen soll, den verführerischen Stimmen, die sie locken in den Sumpf der Prostitution; der unter seine Opfer so viel verführte ledige Mütter zählt.

Aber auch für die junge unerfahrene Arbeiterin bieten die Lockungen der Prostitution große Gefahr, besonders groß für Arbeiterinnen und Verkäuferinnen, durch deren Hände all die schönen Buzsachen und feinen Luxuswaren gehen, die das Leben reicher Damen verschönern. Auch die arme Arbeiterin möchte gern sich schmücken, möchte gern in Schönheit leben, möchte gern das Leben genießen, umso größer ist dieses Sehnen, je trauriger die Dede ihres Zimmers ist. Um ein buntes Band, um einen glänzenden Zierrat hat schon manch armes Mädchen sich die Krone rauben lassen und ist dann gesunken, langsam, immer tiefer und tiefer in den Pfuhl der Sünde.

Aber mehr noch als Puzsucht und Hunger nach Schönheit und Liebe treibt die Not zahlreiche Proletarierinnen der Prostitution zu. Solange ein Mädchen im elterlichen Hause lebt, wo der Unterhalt für das einzelne Familienglied ein relativ billiger ist, solange kann der Durchschnittslohn vielleicht ausreichen, sobald eine Arbeiterin selbständig ist, kosten ihre Lebensbedürfnisse mehr als der Durchschnittslohn beträgt. Und wie viele Arbeiterinnen haben kein Heim mehr und leben in einer Mietzkammer oder in einer Schlafstelle. Anna Pappritz konstatiert in ihrer Abhandlung über „Die Wohnungsfrage“, daß laut amtlichen Feststellungen in Berlin von 100,000 Fabrikarbeiterinnen 50 %, d. h. 50,000 in Schlafstellen hausen, also nur das Recht haben, ihre Nächte im Heim fremder Leute zu verbringen, tagsüber ist ihr Aufenthalt Fabrik oder Straße; 50,000 Schlafstellenmädchen allein in Berlin! Wird eine solche Arbeiterin ohne Heim arbeitslos, irrt sie hungrig und müde von Fabrik zu Fabrik, um überall zu erfahren, daß für sie keine Arbeit vorhanden ist; dann hat der Verführer leichtes Spiel, die Not, die nackte Not treibt ihm den flügelahmen Vogel in sein Netz.

In ihrem Buch „Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe“ berichtet Dr. Marie Baum, daß im Jahre 1904 der durchschnittliche Wochenverdienst von 1555 Fabrikarbeiterinnen 10 Mark 2 Pfennig betrug, für über 18jährige ledige Arbeiterinnen 11 Mark, für über 18jährige Ledige in fremdem Haushalt 11 Mark 46 Pfennig. Diese Löhne mögen seitdem etwas gestiegen sein, doch wird die Steigerung kaum mit der Verteuerung der Lebenshaltung Schritt gehalten haben. Von 375 Konfektionsarbeiterinnen betrug der Durchschnittslohn für 18jährige 12 Mark 2 Pfennig, von 520 Ladengehilfsinnen 19 Mark 95 Pfennig bis 20 Mark. Als Existenzminimum für eine alleinstehende Arbeiterin muß 11—12 Mark per Woche angesetzt werden; von den über 2400 Arbeiterinnen, von denen Dr. Braun die genauen Lohnlisten angibt, stehen nur die 520 Ladengehilfsinnen mit über 19 Mark Durchschnittslohn weit genug über dem Existenzminimum, um ein wenig Bewegungsfreiheit zu haben; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß gerade diese Kategorie für Kleider bedeutend mehr ausgeben muß, als das Minimum annimmt.

Dr. Kempf kommt für München in ihrer bereits genannten Publikation zu ähnlichen Resultaten; denn von den über 18 Jahre alten Schwestern ihrer jungen Fabrikarbeiterinnen betrug der Durchschnittslohn 10 Mark 83 Pfennig.

Zum Vergleich mit diesen Einnahmen lassen wir das Budget einer der Münchner Arbeiterinnen folgen, das gewiß sehr bescheiden lautet: Die Wochenausgaben betragen

für Wohnung und Kost, ohne Brot . . .	Mark	7. —
Brot für den ganzen Tag, 7 × 20 Pfg. . .	„	1. 40
Wäschebesorgung und Körperpflege . . .	„	— 90
Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge . .	„	— 88
Total per Woche	Mark	10. 88

Ziehen wir diese Wochenausgabe von 10 Mark 88 Pfennig vom Durchschnittslohn von 11 Mark 46 Pfennig ab, den Dr. Baum für in fremdem Haushalt lebende Arbeiterinnen über 18 Jahre berechnet, so bleiben für Anschaffungen für Kleider, Wäsche, Schuhe oder für Reparaturen per Woche 58 Pfennig, per Jahr 30 Mark, ein Betrag, der dafür keineswegs genügen wird. Dabei ist nicht zu vergessen, daß jede Krankheit und jede Arbeitslosigkeit ein solches Budget ungeheuer belastet, da die Einnahmen dann ganz oder teilweise fehlen, die Ausgaben jedoch größer sind als gewöhnlich.

Um für unsere schweizerischen Verhältnisse eine Norm zu finden, möchte ich das Existenzminimum für alleinstehende Arbeiterinnen auf Fr. 750—800 ansetzen, was einem Durchschnittstaglohn von Fr. 2. 70 und einem Wochenlohn von ungefähr Fr. 16. — entspricht. Trotzdem wir keine schweizerische Lohnstatistik über Arbeiterinnenlöhne zur Verfügung haben, wissen wir doch, daß ein großer Teil unserer schweizerischen Arbeiterinnen dieses Existenzminimum nicht erreicht, wir haben also auch bei uns große materielle Nöte zu konstatieren, mit denen Hand in Hand sittliche und geistige Not unsere Proletarierinnen bedrängen.

Wohl spielen ähnliche Nöte auch im Leben der jungen Proletarier, der Arbeiter, wohl hat auch er eine Sturm- und Drangperiode durchzumachen, doch wenn er den Versuchungen unterliegt, die sich ihm bieten, so sind äußere und innere Konsequenzen für ihn lange nicht von der Tragweite, wie für seine Kameradin. Sein höherer Lohn erlauben ihm überdies eine bessere Lebenshaltung und einen größeren Spielraum für individuelle Bedürfnisse.

Doch kehren wir zu der jungen Arbeiterin zurück, die sich verlobt hat und gerne heiraten möchte. Sie haben sich gern, die zwei Brautleute, sie verstehen einander und glauben, die ersehnte Ehe werde ihnen auch das ersehnte Glück bringen; sie fühlen sich jung und stark in ihrer Liebe und hoffen, bei redlichem Wollen und bei tüchtiger Arbeit sich ein freundliches Heim sichern zu können. Von ihrem knappen Lohn hat die Braut natürlich nichts sparen können für ihre Aussteuer, kaum daß sie sich einen kleinen Wäschevorrat erarbeitet hat. Trotz seines besseren Lohnes hat auch der Verlobte Ersparnisse kaum machen können, die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wäsche kosten so viel, Versicherungsprämien müssen bezahlt werden, Vereins- und Gewerkschaftsbeiträge sind zu entrichten, und dann will man doch auch was haben für Erholung und Erheiterung; von den Eltern gar nicht zu reden, die vielleicht der Unterstützung bedürfen. Wollten die jungen Leute warten, bis sie sich genügend gespart, um sich ein Heim einrichten zu können, alt und grau müßten sie werden bis dahin, also lieber gleich heiraten und dann miteinander sparen vom gemeinsamen Lohn.

Wie aber ein Heim finden? Ist eine elterliche Familie vorhanden, in der irgendwie noch Platz ist für einen Stuhl und in der gutes

Einvernehmen herrscht, so bringt das junge Paar die erste Zeit seiner Ehe als Kost- und Schlafgänger im elterlichen Haushalt zu, bis so viel gespart ist, daß es reicht für eine primitive selbständige Einrichtung. Das ist für junge Leute der einfachste und billigste Weg, doch ist er verhältnismäßig wenigen zugänglich.

Viel öfter kommt es vor, daß ein junges Ehepaar bei fremden Leuten sich einmietet. So lange keine Kinder vorhanden sind, geht es auf diese Art ganz erträglich, vergrößert sich aber die Familie, so wird ein eigenes Heim zum dringendsten Bedürfnis, wenn nicht die Kinder von den Eltern weg in Pflege gegeben werden, was auch eine kostspielige Sache bedeutet für arme Leute.

Noch ein anderer Weg steht dem jungen Paare offen, der ihm ermöglicht, gleich einen eigenen Haushalt zu gründen. Sobald sie eine kleine Summe Bargeld haben, das als Anzahlung dienen kann, liefert ihnen der Möbelhändler auf Abzahlung alles was sie brauchen und wohl noch etwas mehr als unumgänglich notwendig ist. Es mag zwar den Eheleuten scheinen, ihre Möbel seien etwas teuer und nicht ganz so gut und solid, wie sie es gewünscht, aber, da sie auf Abzahlung kaufen, müssen sie sich drein ergeben und dürfen keine großen Ansprüche machen. So unterschreiben sie denn dem Möbelhändler Verpflichtungs- und Schuldscheine und ziehen ein in ihr geborgtes Heim.

Mit diesem Schritt ins eigne Heim übernimmt die junge Arbeiterfrau eine Pflichtenlast, der ihre ungeschonten Kräfte nicht gewachsen sind. Ihre gewohnte Fabrik- oder Werkstattarbeit muß sie beibehalten, denn nur wenn beide verdienen, Mann und Frau, reicht der Lohn aus zum Lebensunterhalt und zur Tilgung der drückenden Schuld an das Abzahlungsgeschäft. — (Die Einrichtung hat vielleicht 600—800 Franken gekostet, daran müssen per Monat 15—20 Franken abbezahlt werden, in ungefähr vier Jahren bedeutet das eine Zwangserparnis von 600—800 Fr.) Neben ihrer Lohnarbeit muß sie aber noch Hausfrau sein, muß die Wohnung in Ordnung halten, soll kochen und putzen, nähen und flicken und noch tausenderlei mehr. Zudem fehlt im jungen Haushalt noch so manches Stück, das man hoffte, so nebenbei anschaffen zu können und jetzt reicht es nie dazu. Kein Geld bleibt ihr in der Hand, alle Monate muß der Mietzins bezahlt werden, alle Monate kommt der Möbelhändler und will seine Teilzahlung, Brot, Milch und Krämerwaren kosten täglich ein gutes Stück Geld, Fleisch und Wurst muß auch gekauft werden, Beiträge und Prämien werden eingezogen, da rinnt das Geld aus dem Beutel, daß den jungen Leuten angst und bange wird dabei. Was der frisch verheirateten Arbeiterfrau aber fast immer den meisten Kummer macht, das ist das Kochen, morgens und abends, da geht es noch ordentlich, denn Kaffee machen, das hat sie als Kind schon gelernt, aber zu Mittag kochen! ihrem Mann, der ihr von der Kantine her fast verwöhnt erscheint, etwas Rechtes aufstellen, das nicht zu viel kostet und rasch gemacht

ist, denn ihre Mittagspause ist kurz, das ist eine Kunst, die gelernt sein will, besonders wenn das Haushaltgeld so gar knapp ist. Und sie hat sie eben nicht gelernt, die Kunst zu haushalten und zu kochen, sie muß es jetzt erst nachholen und das ist für sie eine schwere Lehrzeit, die ihr nur durch die Liebe und Geduld ihres Mannes erleichtert wird. Da müht sie sich denn ab, die junge Frau, sinniert, probiert und kocht und ist ängstlich darauf bedacht, es ihrem Mann in allen Stücken recht zu machen, denn er muß ihr ja auch Opfer bringen, muß ja auch sparen und kann mit seinen Freunden und Genossen nicht mehr so oft zusammensitzen wie früher, als er noch ledig war.

In diese schwere Lehrzeit fällt für die junge Arbeiterfrau gewöhnlich auch die erste Mutterschaft, der sie mit Zagen und Bangen entgegenfieht, nicht nur der Leiden und Beschwerden wegen, die auf sie warten, sondern hauptsächlich weil ihr vermehrte Ausgaben und durch ihre Arbeitsverhinderung vermindertes Verdienst daraus erwachsen. Und wenn es dann zur Welt kommt, das kleine unbeholfene Wesen, das sie mit ihrem Herzblut genährt, dann ist es ihr so lieb, daß ihre Sorgen und Schmerzen untergehen in der Mutterliebe. Ein kleines Kind will aber gehegt, gepflegt und gewartet sein, das bringt neue Arbeit und neue Sorgen für die abgemattete Mutter, die selber noch sich pflegen und schonen sollte. Die ersten Wochen nach der Geburt ihres Kindes verbieten die Gesetze gewöhnlich der Frau die Wiederaufnahme ihrer Arbeit, in diesen Wochen gehört das Kind ihr ganz, wenn die Verhältnisse sie nicht dazu zwingen, irgend eine Zwischenarbeit zu suchen. Ist aber die gesetzliche Schonzeit vorbei, muß die junge Mutter wieder auf ihren Arbeitsplatz zurückkehren, um womöglich noch mehr zu verdienen, der vermehrten Ausgaben wegen, denn für ihr Kind muß sie Pfleggeld bezahlen. Jahrelang dauert es, wie wir berechnen, bis auch bei regelmäßiger pünktlicher Bezahlung die Aussteuerschulden abbezahlt sind. Während dieser Jahre vermehrt sich die Familie gewöhnlich mehr und mehr und die notwendigen Ausgaben für den Lebensunterhalt nehmen entsprechend zu von Jahr zu Jahr. Der Lohn des Mannes hat mittlerweile wohl sein Maximum erreicht, das nur ausnahmsweise überschritten werden kann, wenn er bei Akkordarbeit seine ganze Kraft einsetzt, was natürlich nur für beschränkte Zeit und zum Schaden seiner Gesundheit möglich ist. So finden wir in dem Heim, das mit so viel Liebe und Aufopferung gegründet wurde, nach einigen Jahren schon eine typische Proletarierfamilie, die aus ihren armseligen Verhältnissen gar nicht mehr herauskommt.

Wohl ist der Hausvater ein geplagter Mann, wohl ist es schwer für ihn, trotz allen Fleißes, trotz angestrengtester Arbeit seine Familie vor dem Mangel nicht schützen zu können; aber auch im ungünstigsten Fall bieten ihm Arbeit und Beruf wohlthuende Ablenkung und vermitteln ihm den Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen, die auch seine Leidensgenossen sind. Wohl leidet auch er unter der Wohnungsnot,

die ihn und die Seinen in unzulängliche Räume sperrt, wohl entbehrt auch er manchen Genuß und muß sich genügen lassen an schmaler Kost, doch viel größer als die seine ist doch die Not seiner Frau. Ihrem abgehehten, abgematteten Körper kann die Lohnarbeit nichts bringen als vermehrte Ermüdung; sie ist es, die unter der Enge der Wohnung am meisten leidet, weil all' ihre Mühe umsonst ist, den armfeligen Räumen einen Schimmer von Gemütlichkeit abzugewinnen; sie ist es, die von den Entbehrungen am härtesten betroffen wird, denn, wenn es am Brot fehlt, behält die Mutter stets das kleinste Stück für sich, sie ist es, die sich abhärmt und abquält, wenn die Kinder ohne Aufsicht bleiben, während sie ihrer Arbeit nachgeht, sie ist es, deren Herz vor Jammer sich zusammenkrampft, wenn sie sieht, daß die Seelen ihrer Kinder Schaden leiden und sich nicht gehörig entfalten können, weil sie, die Mutter, sich ihnen nicht besser widmen kann. Das ist sie, die Not der armen Proletarierin, zu der die Nöte der Kinder und der jungen Mädchen nur das Vorspiel bedeuten; diese Not, die am Marke der Frauen unseres Volkes zehrt, diese Not, die riesengroß anwachsend immer weitere Bahnen zieht, die nimmer satt stets neue Opfer sucht.

Am evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz sprach die schon genannte Dr. M. Baum über „Fabrikarbeit und Frauenleben“, sie berührte dabei natürlich auch die Arbeit verheirateter Frauen und sagte unter anderem: „Man lernt in den Fabriken sehr bald auf den ersten Blick die verheiratete von der unverheirateten Arbeiterin unterscheiden, an dem besonders abwesenden und verhehten Gesichtsausdruck, der deutlich anzeigt, wie die Gedanken zu den unverforgen Kindern, zu dem der Arbeit harrenden Haushalte wandern.“ Ja, man sieht es ihnen an, diesen Frauen, daß ihr Leben nur eine Kette mühseliger Arbeit ist, die sie von Tag zu Tag weiterschleppen, bis vielleicht die heranwachsenden Kinder sie ihr tragen helfen und so ihre Last erleichtern.

Wenn wir uns im Geiste neben eine so geplagte Proletarierin stellen und sie begleiten auf ihrem Tagewerk, mit ihr zur Arbeit eilen, wenn es schon fast zu spät ist, mit ihr während der Arbeit darüber nachsinnen, was alles zu Hause zu tun wäre, wieder mit ihr nach Hause rennen, um ja zu rechter Zeit das Mittagessen aufstellen zu können, dann nach raschem Hinunterschlingen von ein paar Bissen, die ihr vor lauter Eile nicht schmecken, wieder in die Fabrik, um erst am Abend ihr Heim wieder zu betreten, wenn Mann und Kinder schon aufs Nachessen blangen, beim Zubettbringen der Kleinen da ein Loch im Strumpf und dort einen Riß im Kleid entdecken, die noch geflickt und gestopft sein müssen, da wird uns bange um die Gesundheit und um die Seele dieser Frau, bange besonders darum, weil mit ihr und neben ihr unzählige Leidensschwester dasselbe Schicksal teilen. —

M. L. Schaffner.

(Schluß folgt.)